

Christa Klein

Elite und Krise

Expansion und „Selbstbehauptung“ der Philosophischen Fakultät
Freiburg 1945–1967



WISSENSCHAFTSKULTUREN
Reihe III: Pallas Athene
Band 54

Franz Steiner Verlag





Herausgegeben von
Christian Joas
Veronika Lipphardt
Gabriele Metzler
Kärin Nickelsen
Margit Szöllösi-Janze

WISSENSCHAFTSKULTUREN
Reihe III:
Pallas Athene
Geschichte der institutionalisierten
Wissenschaft
Bd. 54

Christa Klein

ELITE UND KRISE

Expansion und „Selbstbehauptung“
der Philosophischen Fakultät Freiburg
1945–1967

Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung: Professoren und Ehrengäste des Universitätsjubiläums 1957 umringt von Studierenden und Publikum, Foto aus dem Universitätsarchiv Freiburg, D0052/0026_0001
© Universitätsarchiv Freiburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Zugleich Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau

Layout und Herstellung durch den Verlag

Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-12599-4 (Print)

ISBN 978-3-515-12601-4 (E-Book)

Für die Frösche

Inhaltsverzeichnis

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	11
Abkürzungsverzeichnis	13
Vorwort	17
1. Einleitung. Bildungsexpansion, Krisenrhetorik, Reformstau	19
1.1 Fragestellung, Untersuchungsgegenstand, Zeitraum	19
1.2 Universitätsgeschichte als <i>missing link</i>	25
1.3 Methoden, Aufbau und Quellenbasis	31
2. Die Heterogenität der Philosophischen Fakultät	34
2.1 Die Philosophische Fakultät als Institution	36
2.1.1 Fächer und Studiengänge	36
2.1.2 Größenverhältnisse der verschiedenen Fächer	40
2.1.3 Personalstruktur – Die Gliederung des Lehrkörpers	42
2.2 Die „engere Fakultät“: Der Fakultätsrat	44
2.2.1 Zusammensetzung des Fakultätsrats, Hierarchiegefälle und Stimmrechte	44
2.2.2 Die Arbeitsweise des Fakultätsrats	48
2.3 Die wichtigsten hochschulpolitischen Gremien der 1950er/60er Jahre ...	51
3. Die Expansion der Philosophischen Fakultät	54
3.1 Professuren: Entnazifizierung, Ausdifferenzierung und Ausbau	54
3.1.1 Ausnahmezustand, Épuration und Reetablierung (1945–52)	54
3.1.2 Ausdifferenzierung der großen Fächer und Art. 131 GG (1953–60)	63
3.1.3 Gleichmäßiger Ausbau unter Einfluss des Wissenschaftsrats (1960–66) .	74
3.1.4 Entlastungslehrstühle in den großen Fächern (1967–70)	80
3.1.5 Statussicherung und Konkurrenzangst als hemmende Faktoren	83
3.2 Studierende und Frequenzentwicklung	85
3.2.1 Die Rekonstitutionsphase 1945–52	86

3.2.2	Die Wachstums- und Neukonsolidierungsphase 1953–70	94
3.2.3	Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der Studierenden	102
3.2.4	Reformbedürfnisse – <i>Zur Lage der Studentinnen</i>	106
3.2.5	Missverhältnisse zwischen Lehrstuhlusbau und Frequenzanstieg	112
3.3	Die Entwicklung der Prüfungsordnungen	118
3.3.1	Die Auseinanderentwicklung von Staatsexamen und Promotion 1947–52	118
3.3.2	Die Reform der Staatsexamensstudiengänge	120
3.3.3	Die Einführung des Magisters und der Wandel der Dissertationen	128
3.4	Der Ausbau des akademischen Mittelbaus	135
3.4.1	Die Nichtordinarien und die „Verlaufbahnung des Hochschulberufs“	136
3.4.2	Motive und Planungen zur Entwicklung des Mittelbaus	141
3.4.3	Der Ausbau des Mittelbaus in den 1960er Jahren	149
3.4.4	Frauen im Lehrkörper der Philosophischen Fakultät	154
3.4.5	Verschiebung der Lehrkörperstruktur als Lösung der „Überfüllungskrise“	160
4.	Die Professoren der Philosophischen Fakultät	165
4.1	Professor_innengenerationen als Analysekonzept	166
4.2	Professor_innengenerationen an der Philosophischen Fakultät Freiburg ..	175
4.3	Laufbahnen und Sozialstruktur	181
4.4	Erfahrungshorizonte und Prägungen	188
4.5	Professorale Typen und Aufgabenfelder	202
4.5.1	Wissenschaftsorganisation als professorale Hauptaufgabe	204
4.5.2	Gerhard Ritter – Ein „National- und Moraltrumpeter“	209
4.5.3	Arnold Bergstraesser – „ein bunter Paradiesvogel mit Weltläufigkeit“	215
4.5.4	Gerd Tellenbach – ein konservativer Modernisierer	220
5.	Krisenrhetorik, Wissenschaftsorganisation, Öffentlichkeit	226
5.1	Restauration durch geisteswissenschaftliche Krisenrhetorik 1945–52	226
5.1.1	Gerhard Ritter: Der NS als Folge der Krise des deutschen Idealismus ..	228
5.1.2	Gerd Tellenbach: „Schwäche ist Schuld“	233
5.1.3	Krisenlösungen: Idealismus, Humboldt, Geschichtsreligion	239
5.1.4	Kontrapunkte zum idealistischen Krisendiskurs: Heiss und Bauer	248
5.1.5	Krisenrhetorik in der Öffentlichkeit: Affirmation, Protest, Kritik	253
5.2	„Tradition und Neugestaltung“. Die Modernisierungsphase 1953–59	265
5.2.1	Die Institutionalisierung der Wissenschaftlichen Politik und Soziologie ..	266
5.2.2	Idealistische Krisenrhetorik als professorale Zugangsvoraussetzung	270
5.2.3	Arnold Bergstraesser als Netzwerker und Wissenschaftsmanager	276
5.2.4	Begabungsreservoir und Elitenselektion: Tellenbach und das Honnefer Modell	287

5.2.5	Modernisieren mit Humboldt: Der Ausbau des Mittelbaus	292
5.2.6	Krisenrhetorik als einhegende Integrationsstrategie	297
5.3	Die Krise im Wandel. Die Dynamisierungsphase 1960–67	299
5.3.1	„Kampf um eine universitäre Liliput-Demokratie“	300
5.3.2	Wende der Krisenrhetorik und neue Verhältnisse zu Öffentlichkeiten ..	307
5.3.3	Reaktionen auf die Empfehlungen des Wissenschaftsrats	313
5.3.4	Pluralisierung der Krisenformate und Selbstverständnisse	321
6.	Die Krise der Elite als Chance der Geisteswissenschaften	326
6.1	Restaurative Rekonsolidierung: Idealistische Umdeutung des NS 1945–52	328
6.2	Institutionelle Modernisierung unter traditionellen Vorzeichen 1953–59 ..	329
6.3	Universitätsreformen und Liberalisierungsprozesse 1960–67	333
7.	Quellen- und Literaturverzeichnis	339
7.1	Archivalische Quellen	339
7.2	Zeitgenössische Zeitungen; Online-Datenbanken; Interviews	344
7.3	Gedruckte Quellen und Literatur	346
	Personen- und Ortsregister	388
	Sachregister	391

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abb. 1:	Größenverhältnisse der Fächer nach Studienfällen 1967	41
Abb. 2:	Größenverhältnisse der Fächer nach Studierenden, 'köpfen' 1950/1958 ..	41
Abb. 3:	Frequenzentwicklung der Philos. Fak. und der Universität Freiburg 1946–69	94
Abb. 4:	Frequenzentwicklung der Philos. Fak. und der Universität Freiburg 1871–1970	94
Abb. 5:	Frequenzentwicklung der Freiburger Fakultäten im Vergleich 1945–70 .	96
Abb. 6:	Wachstumsrate der Studierendenzahl (Ausgangsjahr 1955, in %)	97
Abb. 7:	Entwicklung der Anzahl an Studentinnen und Studenten im Vergleich ..	107
Abb. 8:	Anteile der Studentinnen und Studenten im Verhältnis 1954–70	107
Abb. 9:	Die mittlere Betreuungsrelation an der Philos. Fak. Freiburg 1947–70 ...	113
Abb. 10:	Die mittlere Betreuungsrelation an der Philos. Fak. Freiburg 1910–70 ...	113
Abb. 11:	Betreuungsverhältnisse der einzelnen Fächer der Philos. Fakultät 1967 ..	115
Abb. 12:	Entwicklung des Umfangs der Dissertationen	133
Abb. 13:	Entwicklung d. Umfangs d. Dissertationen von Männern u. Frauen im Vergleich	133
Abb. 14:	Ausbau des Lehrkörpers der Philos. Fak. Freiburg 1947–70	154
Abb. 15:	Entwicklung der Anteile der Lehrkörpergruppen an der Philos. Fak. 1945–69	162
Abb. 16:	Die Krisengeneration und die Dynamisierte Generation.	165
Abb. 17:	Generationelle Anteile am Fakultätsrat 1947–70	177
Abb. 18:	Berufe der Väter der Professoren der Philos. Fakultät 1945–66	186
Abb. 19:	Gerhard Ritter (ca. 1960)	209
Abb. 20:	Arnold Bergstraesser, NATO Kongress Freiburg 1960	215
Abb. 21:	Gerd Tellenbach (ca. 1950)	220
Abb. 22:	Rück- und Vorderseite der FSZ-Sonderausgabe zur Aktion 1. Juli 1965 ..	311

Tab. 1:	Stellenstruktur des Lehrkörpers der Philos. Fak. in den 1950er/60er Jahren	42
Tab. 2:	Neue Disziplinen – Spezialisierte Professuren – Parallelprofessuren	83
Tab. 3:	Frequenzanstieg, Ausbau der Professuren, Betreuungsrelation	114
Tab. 4:	Frequenzen der Lehrveranstaltungen des Englischen Seminars 1958	117
Tab. 5:	Dissertationen nach Umfang und Fächern	132
Tab. 6:	Ausbau der Lehrkörpergruppen an der Philos. Fak. Freiburg 1947–69 ..	153
Tab. 7:	Geschlechterverteilung des Lehrkörpers 1947–69	159
Tab. 8:	Wachstum des gegliederten Lehrkörpers der Philos. Fak. im Vergleich ..	162
Tab. 9:	Politische Generationen nach Jahrgängen	167
Tab. 10:	Generationelle Anteile am Fakultätsrat 1947–70	178

Abkürzungsverzeichnis

apl.:	außerplanmäßig
ACG:	American Council on Germany
AKF:	Arbeitsstelle für Kulturwissenschaftliche Forschung
APSA:	American Political Science Association
BAK:	Bundesassistentenkonferenz
bpb:	Bundeszentrale für Politische Bildung
BZ:	Badische Zeitung
bzw.:	beziehungsweise
CEPES:	Comité Européen pour le Progrès Economique et Social
CISH:	Comité international des sciences historiques
DDR:	Deutsche Demokratische Republik
DFG:	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DGAP:	Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik
DUZ:	Deutsche Universitätszeitung
DVWP:	Deutsche Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik
EKD:	Evangelische Kirche Deutschlands
FAZ:	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FSZ:	Freiburger Studenten Zeitung
FUB:	Freiburger Universitätsblätter
GG:	Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft
GUZ:	Göttinger Universitätszeitung
GWI:	George-Washington-Institut für Amerikakunde
GWU:	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HZ:	Historische Zeitschrift
KDSE:	Katholische Deutsche Studenten-Einigung
KM:	Kultusministerium
KMK:	Konferenz der Kultusminister
kw:	künftig wegfallend
LSD:	liberaler Studentenbund Deutschlands

MPI:	Max-Planck-Institut
NDL:	Neuere Deutsche Literaturgeschichte
NL:	Nachlass
NS:	Nationalsozialismus, nationalsozialistisch/e_r/n
PDs:	Privatdozierende
PH:	Pädagogische Hochschule
Philos. Fak.:	Philosophische Fakultät
pln.:	planmäßig
PVZ:	Politische Vierteljahresschrift. Zeitschrift der deutschen Vereinigung für Politik
RCDS:	Ring Christlich-Demokratischer Studenten
SDS:	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
SoSe:	Sommersemester
SWP:	Stiftung Wissenschaft und Politik
SZ:	Süddeutsche Zeitung
TH:	Technische Hochschule
UA Freiburg:	Universitätsarchiv Freiburg i. Br.
uk gestellt:	unabkömmlich gestellt (konnte nicht eingezogen werden)
UNESCO:	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
VDS:	Verband Deutscher Studentenschaften
VHD:	Verband Deutscher Historiker
VfZ:	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, hg. v. Institut für Zeitgeschichte
wiss.:	wissenschaftlich/e_r/n
WR:	Wissenschaftsrat
WRK:	Westdeutsche Rektorenkonferenz
WS:	Wintersemester
WA/AR:	Wissenschaftliche Assistent_innen und Akademische Rät_innen

Die Geschichtenerzähler machen weiter, die Autoindustrie macht weiter, die Arbeiter machen weiter, die Regierungen machen weiter, die Rock'n'Roll-Sänger machen weiter, die Preise machen weiter, das Papier macht weiter, die Tiere und Bäume machen weiter, Tag und Nacht macht weiter, der Mond geht auf, die Sonne geht auf, die Augen gehen auf, Türen gehen auf, der Mund geht auf, man spricht, man macht Zeichen, Zeichen an den Häuserwänden, Zeichen auf der Straße, Zeichen in den Maschinen, die bewegt werden, Bewegungen in den Zimmern, durch eine Wohnung, wenn niemand außer einem selbst da ist, Wind weht altes Zeitungspapier über einen leeren grauen Parkplatz, wilde Gebüsch und Gras wachsen in den liegengelassenen Trümmergrundstücken, mitten in der Innenstadt, ein Bauzaun ist blau gestrichen, an den Bauzaun ist ein Schild genagelt, Plakate ankleben Verboten, die Plakate, Bauzäune und Verbote machen weiter, die Fahrstühle machen weiter, die Häuserwände machen weiter, die Innenstadt macht weiter, die Vorstädte machen weiter. [...] Auch alle Fragen machen weiter, wie alle Antworten weitermachen. Der Raum macht weiter. Ich mache die Augen auf und sehe auf ein weißes Stück Papier.

Rolf Dieter Brinkmann (1975), *Westwärts 1&2. Gedichte*
(Reinbek/Hamburg: Rowohlt), S. 5–7.

Vorwort

Diese Arbeit ist im Rahmen des DFG-Projekts *Universität, Wissenschaft und Öffentlichkeit. Die Universität Freiburg, ihre Mediziner und Geisteswissenschaftler ca. 1945–1970* entstanden. Sie wurde im Sommersemester 2017 von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg als Dissertation angenommen und im Oktober 2017 mit dem Ralf-Dahrendorf-Preis ausgezeichnet. Mein Dank gebührt der DFG, die diese Arbeit finanziert, der Jubiläumsstiftung der Universität Freiburg, die den zügigen Abschluss gefördert sowie der Badischen Zeitung, die diese Arbeit mit dem Ralf-Dahrendorf-Preis ausgezeichnet hat. Vielen Dank auch an den DAAD, der eine Reise zur Konferenz der German Studies Association in Denver, CO finanzierte. Diese und die vielen anderen Workshops und Tagungen haben Raum für Diskussionen und Austausch geschaffen, die von unschätzbarem Wert für diese Arbeit waren.

Allen, die diese Arbeit ermöglicht haben, möchte ich danken. Es sind viele, hier seien nur einige genannt.

An erster Stelle danke ich Sylvia Paletschek für die ausdauernde Betreuung und ihr Vertrauen, ihre herausragende Expertise sowie die institutionelle Anbindung und materiellen Ressourcen, mit denen sie mir den Rücken freihielt. Livia Prüll bin ich für die anhaltend engagierte Unterstützung, intensive Beratung und Motivation sehr verbunden. Für erfahrungsgesättigte, erfrischend trockene Kommentare, Einwände und klugen Rat danke ich Willi Oberkrome, Ulrich Bröckling für seine interessierten Fragen.

Mein täglicher Dank galt über viele Monate hinweg Alexander Zahoransky, der immer und immer wieder meterweise Quellenmaterial für die nimmersatte „Aktensresserin“ aus dem Magazin des Universitätsarchivs holte. Zu solcher Sättigung wie auch zu Feierabendproviand trug Dieter Speck mit der ein oder anderen Erlaubnis zum Fotografieren bei. Auch dem Team des SWR-Archivs in Baden-Baden danke ich für die Einsicht in die Rundfunkvorträge und Korrespondenzen sowie die vielen Kopien. Mein herzlicher Dank für die hilfsbereite Unterstützung richtet sich auch an das Archiv für Soziale Bewegungen e. V. Freiburg. Den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die bereitwillig mit mir sprachen, über die Vergangenheit nachdachten, viel erklärten, viel erinnerten und derweil den historischen Spin erfahrbar machten, bin ich verpflichtet. Es waren dies Günter C. Behrmann, Ignaz Bender, Petra Halder-Sinn, Frank-Rutger

Hausmann, Wilhelm Hennis, Hans Peter Herrmann, Ute Guzzoni, Hans Maier, Carl Pietzcker, Dieter Oberndörfer, Otto Gerhard Oexle, Gottfried Schramm und viele andere, darunter immer wieder mittwochnachmittags im Café mein Lieblingszeitzeuge Ulrich.

Meinen Kolleginnen und Kollegen gilt mein besonderer Dank. Sebastian Brandt, Nadine Kopp und Stefanie KnebelSPIeß danke ich für den harmonischen Austausch, die gute Zusammenarbeit und die gemeinsame Konferenzorganisation im Rahmen unseres DFG-Projekts. Für ihr Ohr, ihre Perspektiven, viele Gespräche und ihre Freundschaft danke ich Anna Lux, Marie Muschalek, Mirjam Höfner, Melanie Fritscher-Fehr, Olaf Schütze, Antje Harms, Miriam Bräuer und Isabelle Zink. Sie haben den ein oder anderen Teil, manche auch die gesamte Arbeit, teilweise mehrfach Korrektur gelesen, dabei mitgedacht und nicht an Wissen und Gründlichkeit, Fragen und Nüchternheit, Witz, Stil und Nerv sowie Blick für's Detail gespart.

Für stetige Unterstützung, Pragmatismus und immerwährenden Humor danke ich Herwig, Corinna, Dorothea, Maria und Wolfgang Klein.

Mein innigster Dank gilt schließlich den Fröschen, denen dieses Buch gewidmet ist.

Freiburg, im Oktober 2019

Christa Klein

1. Einleitung

Bildungsexpansion, Krisenrhetorik, Reformstau

1.1 Fragestellung, Untersuchungsgegenstand, Zeitraum

„Als im Sommersemester 1911 an der Universität Freiburg i. Br. der 3000. Student immatrikuliert wurde, gab die Stadt ein großes Fest“, berichtete der Freiburger Mediävist und Hochschulpolitiker Gerd Tellenbach in einem Vortrag zum „Hochschullehrer in der überfüllten Hochschule“ im Rahmen des Hochschulverbandstags 1959.¹

1957 wurde in Freiburg der 7000., 1958 der 8000., 1959 der 9000. Student immatrikuliert. Der Oberbürgermeister hat zwar in den beiden letzten Jahren den Jubiläumsstudenten nach alter Tradition eine goldene Uhr überreicht, und man hört, er wolle es auch in diesem Jahr wieder tun. Aber Feste werden aus diesem Anlaß nicht mehr gefeiert, und Lehrkörper, Regierungen, Parlamente und Berufsverbände sehen das Ansteigen der Studentenzahlen mit Sorge.

Die Freiburger Universität war im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von einer der kleinen zu einer der größeren deutschen Universitäten aufgestiegen.² Diesen Prozess feierten die Professoren gemeinsam mit der Stadt zwischen 1885 und 1911 als einen großen Aufschwung.³ Demgegenüber war eine solche Euphorie kaum noch zu spüren, als Mitte der 1950er Jahre erneut ein Wachstum der Studierendenzahl einsetzte. Die Nachfrage nach akademischen Fachkräften im Zuge des Wirtschaftsaufschwungs und internationalen Konkurrenzen gepaart mit dem gesellschaftlichen Aufstiegsstreben führten zu einer Ausweitung der Bildungsbeteiligung, die als „Bildungsexpansion“ bekannt geworden ist.⁴ Bundesweit stieg zwischen 1954 und 1960 die Quote der Stu-

1 Tellenbach (1963[1959]a), S. 183. Das folgende Zitat ebd.

2 Vgl. Paletschek (2007), S. 47.

3 Zum „Universitätsranking“ um die Jahrhundertwende vgl. Paletschek (2010a).

4 Diese Entwicklung zeichnete sich auch in anderen Staaten ab, vgl. bspw. für England Peden (1993), S. 64.

dienanfänger_innen von 4,9 auf 6,5 % und bis 1966 auf 11,8 % der 19- bis 29-Jährigen.⁵ Diese Akademisierungsprozesse⁶ machten eine gesellschaftliche Neupositionierung deutscher Universitäten, die Entwicklung neuer Selbstverständnisse und institutionelle Reformen notwendig – und dies insbesondere an Philosophischen Fakultäten, an denen die Studierendenfrequenz am schnellsten stieg.⁷

Obleich die steigende Frequenz auf eine hohe Nachfrage nach Studienplätzen und damit auf einen universitären Bedeutungszuwachs verweist, begriffen die Professoren⁸ diesen Prozess als Entwicklung zur „Massenuniversität“ und universitäre Krise. Mit dieser Perspektive schlossen sie an kulturkonservative Krisendiskurse an, die bereits in der Ersten Nachkriegszeit weit verbreitet waren. Insbesondere die Professoren der Philosophischen Fakultät plädierten mit ihrer Krisenrhetorik für Reformen im Sinne der deutschen Universitätsidee,⁹ die sie zum überzeitlichen Ideal erklärten: Kulturkonservative Krisenrhetorik und ihr Pendant, die idealistische „Selbstbehauptung“¹⁰ setzten den diskursiven Rahmen für die öffentlichen Aushandlungen um Hochschulreformen. Als normative Diskursstrategie zeichnete sich idealistische Krisenrhetorik dadurch aus, dass sie mit dem Bezug auf Ideale von konkreten Verhältnissen abhob,

5 Vgl. Lundgreen (2007a), S. 282, Tab. 2.47. Davon waren bis 1957 ca. 63 % an Universitäten eingeschrieben, 1958–62 waren es ca. 65 %, 1963–71 66–67 %, vgl. ebd., S. 288–289, Tab. 2.51.

6 Das Wachstum der gesellschaftlichen Bildungsbeteiligung, die sich in der steigenden Anzahl an Studierenden niederschlägt, wird hier als Akademisierung bezeichnet. Demgegenüber steht der Begriff Verwissenschaftlichung für die wissenschaftliche Erschließung neuer Bereiche, die sich in der Ausdifferenzierung und Neu-etablierung wissenschaftlicher Disziplinen abzeichnen. Vgl. zu Verwissenschaftlichungsprozessen Raphael (1996a), Szöllösi-Janze (2004).

7 Die Studierendenfrequenz, kurz: Frequenz, bezeichnet den Hochschulbesuch, i. e. die Studierendenanzahl.

8 Mit „Professoren“ werden hier rein männlich Gruppen bezeichnet, mit „Professor_innen“ solche, die auch Frauen umfassten, selbst wenn sie eine Minderheit darstellten. Diese Begriffswahl soll die insbesondere in höheren Positionen fast ausschließlich männliche Besetzung und die klar androzentrische Codierung des universitären Feldes reflektieren wie auch die langsame Integration von Frauen sichtbar machen.

9 Das im 20. Jh. in Rekurs auf Fichte, Steffens, Schleiermacher und Humboldt formulierte deutsche Universitätsideal verschränkte unterschiedliche Ansprüche miteinander: 1. Die Einheit von Forschung und Lehre; 2. Die Freiheit von Forschung und Lehre; 3. *universitas magistrorum et scholarium* als korporative Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden; 4. *universitas litterarum* als Einheit aller Wissenschaften, repräsentiert durch die Philosophische Fakultät; 5. Persönlichkeits- und Charakterbildung statt Berufsausbildung, Wissenschaft als Selbstzweck, Autonomie der Universitäten, vgl. Paletschek (2002), S. 184. Wie die heterogenen Elemente inhaltlich aufgeladen und miteinander konjugiert wurden, variierte historisch wie auch die jeweiligen Interessen, zu deren Legitimation die Chiffre „Humboldt“ herangezogen wurde.

10 Der Begriff „Selbstbehauptung“, der die Verteidigungshaltung ebenso wie den hypothetischen Charakter einer Behauptung transportiert, wird hier als Quellenbegriff aufgenommen. Er ersetzt aber nicht wie in Langewiesches Untersuchung der Universität Tübingen während des NS Rothfels' Analysebegriff der „Nichtgleichschaltung“, vgl. Langewiesche (1997), S. 618. Diese Definition kann in der Form nicht auf Freiburg übertragen werden, da Heideggers Rektoratsrede 1933 die „Selbstbehauptung“ im Titel trägt und einer „Selbstgleichschaltung“ gleichkam, vgl. Heidegger (1983[1933], 2000[1934]), S. 300–301. Anders als bei Tenorth (2010c), S. 13, 41–43 wird „Selbstbehauptung“ hier als normative öffentlichkeitswirksame Diskursstrategie definiert und dadurch von einer Vision wie auch von einer auf Selbstbeobachtung beruhenden Selbstbeschreibung abgegrenzt.

die wahrgenommene Krise zu einer ideellen Krise umgestaltete, deren Lösung dann bestimmte Maßnahmen legitimierte oder delegitimierte.

Diese Arbeit fragt nach dem institutionellen Strukturwandel, den Veränderungen der Krisenrhetorik und ihren jeweiligen Wechselwirkungen. Welche institutionellen Veränderungen lassen sich feststellen, welche Reformen wurden durchgeführt? Wie wirkte sich die idealistische Krisenrhetorik auf die Reformaushandlungen und den institutionellen Strukturwandel aus? Inwiefern handelt es sich um eine fakultär und generationell spezifische Legitimationsstrategie und wie veränderte sie sich im Zuge des Strukturwandels sowie in Interaktion mit Krisendiskursen und Forderungen, die verschiedene Öffentlichkeiten an die Philosophische Fakultät herantrugen? Wie beeinflussten sich institutionelle und ideelle Wandlungsprozesse und welche Rolle spielten Öffentlichkeiten dabei?

Der Fokus meiner Untersuchung richtet sich auf die Freiburger Philosophische Fakultät sowie ihre Professoren im Zeitraum 1945–67. Die Konzentration auf ein Fallbeispiel ermöglicht es, die institutionellen und ideellen Transformationsprozesse in ihrer Bandbreite, ihrer internen Verzahnung und ihren gesellschaftlichen Verflechtungen auch qualitativ zu erfassen. Im Zentrum steht dabei jene universitäre Fakultät, die sich in der Zweiten Nachkriegszeit besonders intensiv mit dem um die Jahrhundertwende popularisierten deutschen Universitätsideal identifizierte und an der sich gleichzeitig auch der stärkste Frequenzanstieg abzeichnete. In dieser Arbeit zeige ich, dass der Anstieg der Studierendenzahlen nicht zu einem entsprechenden Ausbau der Professuren führte. Vielmehr setzten sich die Professoren der Philosophischen Fakultät dafür ein, eine neue Hierarchieebene in den Lehrkörper einzuziehen, die spätestens seit 1960 als „Mittelbau“ diskutiert wurde.¹¹ Der Mittelbau übernahm einen großen Anteil der Forschung und Lehre, verfügte aber kaum über Rechte in der Selbstverwaltung und stand größtenteils in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Professoren. Mit der kontinuierlich sichernden idealistischen Krisenrhetorik beeinflussten die Professoren den Strukturwandel so, dass ihr Elitestatus auch in der „Massenuniversität“ entgegen demokratisierender Partizipationsforderungen gewahrt blieb, wenn nicht gar verstärkt wurde.

Fakultäten stellten relativ selbständige universitäre Einheiten dar, die ihre Struktur und Entwicklung eigenverantwortlich mit dem Kultusministerium aushandelten und sich – repräsentiert durch ihre Dekane und den Senatsbeauftragten der Fakultät – im Senat miteinander koordinierten.¹² Im Rahmen der einzelnen Fakultäten fand die universitäre Selbstverwaltung statt. Sie verliehen die akademischen Grade und vollzogen die Habilitationen. In Abstimmung mit dem Kultusministerium strukturierten sie das Prüfungswesen und regulierten die Abgrenzung und Erweiterung ihrer Einrichtun-

¹¹ Vgl. Fakultätsprotokoll v. 10.12.1960, in: UA Freiburg Nr. B003/799, S. 113.

¹² Vgl. ausführlich Kap. 2.2.

gen, Fachbereiche, Professuren sowie anderer Personalstellen. Sie vergaben Lehraufträge und ergänzten sich selbst durch ihre Berufungsvorschläge.

Unter den fünf Fakultäten der Freiburger Traditionsuniversität stellte die Philosophische Fakultät zunehmend die größte dar: Bereits zu Beginn der 1950er Jahre setzte sie sich aus etwa 1000 Studierenden, 20 Professuren sowie 50 Dozent_innen und Lektor_innen zusammen: Mit einer damals noch ausnehmend guten Betreuungssituation rangierte sie unter den größeren Philosophischen Fakultäten Westdeutschlands. Zudem zeichnete sie sich neben den „soft factors“, die zur Attraktivität der im Weinbaugbiet des südwestdeutschen Dreiländerecks gelegenen Universität Freiburg beitrugen,¹³ durch ihre renommierten Professoren und prominenten Wissenschaftsorganisatoren aus.¹⁴ So galt die „grenznahe und hauptstadtferne“ Albert-Ludwigs-Universität, die Theodor Heuss im Zuge der international beachteten Feier ihres 500-jährigen Bestehens 1957 als „Laboratorium für deutsche Möglichkeiten [Hvh. i. O.]“ bezeichnete,¹⁵ nicht zuletzt aufgrund des Engagements des Mediävisten und Hochschulpolitikers Tellenbach als hochschulreformerische Modelluniversität, die eine Verbindung von Tradition und Fortschritt anstrebte.¹⁶ An ihrem Beispiel lässt sich die institutionelle Expansion in Bezug zu den Krisen- und Selbstbehauptungsdiskursen der damaligen Professorengeneration exemplarisch im Kontext wissenschaftsorganisatorischer Interaktionsprozesse regionaler, bundesweiter und internationaler Reichweite ausloten.

Der Fokus auf eine im äußersten Südwesten der Bundesrepublik gelegene Universität bietet sich auch deswegen an, weil sich Wissenschaftsorganisation nach 1945 zunächst vergleichsweise dezentral gestaltete. Freiburg war bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg 1952 die Hauptstadt des Landes Südbaden; das Kultusministerium war in der unmittelbaren Nachkriegszeit sogar in der Universität selbst angesiedelt. 1949 erneuerte das Grundgesetz die Kulturhoheit der Länder, so dass die Bildungspolitik und damit auch die Finanzierung der Universitäten in den Zuständigkeitsbereich der Länder fiel. In den 1950er Jahren wurden allerdings zunehmend

13 Vgl. die Hervorhebung der landschaftlichen Reize in der Selbstbeschreibung der Freiburger Universität, in: Friedrich (1964), S. 66. Vgl. auch Albert-Ludwigs-Universität (1957b), S. 192–194.

14 Eine weitere Besonderheit der Universität Freiburg im Vergleich zu den Nachbaruniversitäten Heidelberg und Tübingen bestand darin, dass an der Theologischen Fakultät Freiburg katholische Theologie, an der Universität Heidelberg evangelische Theologie und in Tübingen beide Theologien gelehrt wurden. Das konfessionelle Moment kristallisierte sich in der Philos. Fak. insbesondere an den Konkordatslehrstühlen, auf die damals ausschließlich Katholiken berufen wurden, was angesichts des protestantischen Überhangs an Professoren der Philos. Fakultät die Verhältnisse etwas ausglich. Vgl. Kap. 4.3.

15 Heuss (1957), S. 24–25. Er bezog sich damit auf den Vormärz; an seiner Charakterisierung Freiburgs als „hauptstadtfern“, wird aber klar, dass er von der Gegenwart bzw. der jüngsten Vergangenheit 1871–1945 sprach. Im Vormärz gehörte Freiburg zu Baden, die relativ nahe Hauptstadt war Karlsruhe.

16 In der unmittelbaren Nachkriegszeit stand Freiburg mit der Entwicklung des *studium generale* Modell, in den 1950er Jahren mit der Einführung von Förderungsassistenturen, die Auswahlprozesse im Rahmen des Honnefer Modells übernahmen, vgl. Tellenbach (1963[1959]b), S. 200–202, vgl. Tellenbach an Ministerialrat Dr. Scheidemann, Bundesinnenministerium, am 18.04.1959, in: UA Freiburg Nr. Co157/57.

Anstrengungen unternommen, über die DFG und den 1957 gegründeten Wissenschaftsrat auch den Bund in die Finanzierung und Planung der Hochschulen einzubinden¹⁷ – Reformpläne, an denen in Bezug auf die Geisteswissenschaften insbesondere Gerd Tellenbach mitwirkte.

In diesen wissenschaftsorganisatorischen Aushandlungsprozessen, die zwischen institutionellem Strukturwandel und öffentlichkeitswirksamen Krisen- und Legitimationsdiskursen vermittelten, spielten Öffentlichkeiten eine wichtige Rolle. Strukturwandel und Reformen wurden keineswegs allein im Rahmen des Fakultätsrats verhandelt. Vielmehr wurden Reformvorschläge auch von außen an die Fakultäten herangetragen und mit verschiedenen gesellschaftlichen Akteur_innen und Institutionen abgestimmt. Die Fakultäten waren dazu angehalten, Kooperationsverhältnisse aufzubauen und ihre Identitätswürfe und Reformanliegen vor einer breiteren Öffentlichkeit zu legitimieren. Die jeweiligen Kooperations-, und Verhandlungspartner_innen werden hier übergreifend als „universitäre Öffentlichkeiten“ bezeichnet;¹⁸ professorale Wissenschaftsorganisation als Interaktionsprozess zwischen Fakultät und (Gegen-)Öffentlichkeiten definiert. Da die Fakultäten zunächst nur über einen minimalen Verwaltungsapparat ohne institutionalisierte Pressestelle verfügten, fiel Wissenschaftsorganisation maßgeblich in den Kompetenzbereich der Professoren: Diese und ihr Entscheidungsgremium, der Fakultätsrat, stehen somit im Zentrum der Analyse.

Die Professoren der Philosophischen Fakultät und insbesondere ihre bundesweit wirkmächtigen Repräsentationsfiguren und international vernetzten Wissenschaftsorganisatoren wie der Historiker Gerhard Ritter (1888–1967), der Mediävist Gerd Tellenbach (1903–99) und der Kultursoziologe und Politikwissenschaftler Arnold Bergstraesser (1896–1964) erreichten diese Öffentlichkeiten teils über ihre Tätigkeiten als *public intellectual*, teils über die Etablierung, die Pflege und den Ausbau regionaler, bundesweiter wie auch internationaler Kooperationsverhältnisse. Unter Wissenschaftsorganisation werden hier die weitläufigen Aufgabenfelder der Selbstverwaltung und Finanzakquise, die damit zusammenhängenden Planungs- und Koordinations-tätigkeiten sowie die Repräsentations-, Kommunikations-, Netzwerks- und Öffentlichkeitsarbeit unterschiedlicher Reichweite begriffen. Sie trugen zur Etablierung von *public relations* auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene sowie zur Vernetzung akademischer, politischer, wirtschaftlicher, militärischer, kirchlicher, zivilgesellschaftlicher u. a. Interessen bei.

17 Vgl. weiterführend zu den wichtigsten hochschulpolitischen Gremien Kap. 2.3.

18 Mit dem Plural von Öffentlichkeit wird hier ähnlich wie mit dem Begriff Teilöffentlichkeiten eine Differenzierung des Öffentlichkeitsbegriffs vorgenommen, vgl. Requate (1999). Schirmmacher legte ein Modell der gestuften Öffentlichkeit von Wissenschaft vor und unterscheidet Fachwissenschaft, Fachkreise, Fachöffentlichkeit, gebildete und interessierte, gelegentlich interessierte und „breite“ Öffentlichkeit, vgl. Schirmmacher (2008), Nikolow (2014). Lux (2014b) bezieht die Studierenden als eigene Teilöffentlichkeit ein. Diese Vorschläge werden hier aufgenommen.

Obleich Wissenschaftsorganisation neben Forschung und Lehre einen steigenden Anteil der professoralen Aufgaben ausmachte, stellten diese Praxen nichts grundsätzlich Neues im Aufgabenbereich geisteswissenschaftlicher Professor_innen dar. Den Typus des Wissenschaftsmanagers gab es bereits im 19. Jahrhundert und er war „keine deutsche Eigentümlichkeit“.¹⁹ Der Terminus „Manager“, der sich in Deutschland zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg einbürgerte,²⁰ wurde zusehends auch auf die professoralen Wissenschaftsorganisatoren gemünzt.²¹ In den Selbstbeschreibungen der Geisteswissenschaftler lässt sich der Begriff hingegen nicht finden, da sie sich als humanistische Gelehrte verstanden.²²

Bei den Professor_innen der Freiburger Philosophischen Fakultät 1945–67 handelt es sich mehrheitlich um die ausschließlich männliche Professoren- und Professorinnen-Generation der Jahrgänge 1886–1910.²³ Da die zwei ersten Professorinnen der Philosophischen Fakultät, die Psychologin Hildegard Hiltmann (1916–2004) und die Professorin für Mittellatein Johanne Autenrieth (1923–96) erst 1960 resp. 1966 hinzukamen und der folgenden Professor_innengeneration der Jahrgänge 1911–35 angehörten, wird hier in Bezug auf die Jahrgänge 1886–1910 von einer Professoren- und Professorinnen-Generation gesprochen, die Jahrgänge 1911–35 hingegen als Professor_innengeneration bezeichnet.²⁴

Die Krisenrhetorik der „Selbstbehauptung“ war in den Vorträgen, Schriften und Reden dieser Professoren- und Professorinnen-Generation der Jahrgänge 1886–1910 omnipräsent und stellte, wie zu zeigen sein wird, die generationsspezifische *illusio*, den unhinterfragten „Corpsgeist“ und die „Eintrittskarte“ zum universitären Feld dar. Daher wird diese Professoren- und Professorinnen-Generation hier als *Krisengeneration* bezeichnet.²⁵

Mit den Jahren 1945 bis 1967 wird ein Zeitintervall gewählt, in dem die Krisengeneration maßgeblich an der Philosophischen Fakultät wirkte. Das Jahr 1945 wird als „Zäsur“ gesetzt, da die Umstrukturierungsprozesse nach Ende des Zweiten Weltkriegs bei allen Kontinuitäten des akademischen Personals neue Voraussetzungen schufen. 1945 und wieder Mitte der 1960er Jahre trat eine Wende der institutionellen Entwicklung wie auch der Krisenrhetorik der Geisteswissenschaften ein.²⁶ Als Ende des hier betrachteten Zeitraums wird mit 1967 das Jahr gewählt, in dem der Hochschulgesamtsplan Baden-Württemberg erschien, der eine Demokratisierung des Bildungswesens in Baden-Württemberg anstrebte.²⁷ In diesem Jahr war der Generationswechsel inner-

19 Ash (2010), S. 105.

20 Vgl. Pross (1965), S. 9.

21 Vgl. bspw. Ellrodt (1957), S. 10.

22 Den Typus „Wissenschaftsmanager“ wiesen sie den Naturwissenschaften zu, siehe auch Bourdieu (1988[1984]), S. 206–207.

23 Vgl. ausführlich zum Konzept der Professor_innengenerationen Kap. 4.1.

24 Vgl. weiterführend Anm. 8.

25 Vgl. ausführlich Kap. 4., insbesondere Kap. 4.4.

26 Vgl. Eckel (2008), S. 113, vgl. ders. (2006), S. 367.

27 Vgl. Hahn (1967), S. 11.

halb des Fakultätsrats mehrheitlich vollzogen, der eine veränderte Zusammensetzung und pluralisierte Selbstverständnisse mit sich brachte. Neue institutionelle Reformanliegen, darunter die Teilung der Fakultät in „Fächergruppen“ sowie die verstärkte Integration der Nichtordinarien und Studierenden in die fakultäre Selbstverwaltung gewannen an Bedeutung.²⁸

1.2 Universitätsgeschichte als *missing link*

Anders als die Wissenschaftsgeschichte ist die Universitätsgeschichte nicht als eigenständige historische Teildisziplin mit entsprechenden Professuren im deutschen Universitätssystem verankert. Daraus erklären sich ihre Disparität und die Menge an uneingelösten Desideraten. Universitätsgeschichtliche Forschungsbeiträge sind weitgehend verstreut und „in Arbeiten mit anderem Schwerpunkt verborgen.“²⁹ Trotz dieser „fragile[n] Situation“ ist die Universitätsgeschichte aufgrund ihrer Potenziale und Relevanz für gegenwärtige Reformbestrebungen vergleichsweise breit aufgestellt.³⁰ Neben Überblickswerken zu Universitäten in Europa³¹ und (Daten-)Handbüchern zur deutschen Bildungsgeschichte³² gibt die 1995 gegründete Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (GUW) seit 1998 das *Jahrbuch für Universitätsgeschichte (JbUG)*³³ sowie die Reihe *Veröffentlichungen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* heraus und ermöglicht mit regelmäßigen Tagungen Austausch und Kooperation.³⁴ International sind u. a. mit der *International Commission of the History of Universities* und Konferenzen des *Atelier Heloïse* Plattformen institutionalisiert worden, die die internationale Vernetzung und Methoden der *digital humanities* in der Universitätsgeschichte voranbringen.³⁵ Die Einrichtung von Professor_innenkatalogen und ähnliche Onlineplattformen erweitern bestehende Personalkataloge um neue Datengrundla-

28 Vgl. Arbeitsunterlagen betr. Struktur-Kommission v. 04.12.1967, in: UA Freiburg Nr. 003/816.

29 Vgl. Goldschmidt/Teichler/Webler (1984b), S. VII.

30 Vgl. Paletschek (2011), Füßel (2014), S. 287. Siehe auch die universitätsgeschichtlichen Beiträge in der von Rüdiger v. Bruch begründete Reihe *Pallas Athene* sowie die einschlägigen Schwerpunktheftchen in den Zeitschriften *Geschichte und Gesellschaft*, *NTM* und *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*.

31 Vgl. Rüegg (2010, 2004).

32 Vgl. Lundgreen (2009, 2007a), vgl. Führ/Furck (1988), vgl. Langewiesche/Tenorth (1989a).

33 Auf epochenübergreifender Basis reflektieren diese Bände die universitätsgeschichtliche Themenvielfalt, vgl. u. a. Bruch/Kintzinger/Bungert/Lerg (2017), Bruch/Kintzinger/Füßel/Wagner (2016), Bruch/Kintzinger/Auge/Piotrowski (2015), Bruch/Kintzinger/Asche/Gerber (2013), Bruch/Bott/Kaschuba (2007), Bruch/Bott/Jessen/John (2005).

34 Vgl. Schwinges (2005, 2007, 2008b), ders./Staub (2001), Hesse/Schwinges (2012), Kintzinger/Steckel (2015).

35 Vgl. bspw. die internationalen Zeitschriften *History of Universities*, *Revue d'histoire des sciences et des universités*, *Annali di storia delle università italiane* sowie die *Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte*.

gen und Zugriffsmöglichkeiten für vergleichende sozial- und institutionengeschichtliche Analysen.³⁶

Seit dem „Boom“³⁷ der Universitätsgeschichte in den 1980er Jahren, der auf dem Höhepunkt der „Epoche der Sozialgeschichte“³⁸ in Deutschland einsetzte, wird Universitätsgeschichte zunehmend als Gesellschaftsgeschichte geschrieben. Die einseitige Ausrichtung der Universitätsgeschichte auf die „Festschriftennische“ und den „Verwertungskontext“ universitärer Jubiläen wurde durch eine sozialhistorisch reflektierte Universitätsgeschichte aufgebrochen und sukzessive um verschiedene historische Perspektiven erweitert.³⁹ Universitäten werden nicht mehr als geschlossene Entitäten, losgelöst „im Elfenbeinturm“ oder ausschließlich nach Maßgabe des universitären Idealbilds untersucht, sondern eingebettet in gesellschaftliche Verhältnisse.⁴⁰ Durch die Analyse ihrer Gruppen und Akteure, ihrer Bildungs- und Ausbildungsfunktion sowie ihrer Wissensproduktion⁴¹ und Finanzierung⁴² in ihren vielfältigen Verflechtungen werden Universitäten als gesellschaftliche Institutionen sichtbar. „Laudationes“ und universitäre „Egodokumente“⁴³ werden als Repräsentationsquellen des universitären Selbstverständnisses und als kulturelle Interaktionsformen⁴⁴ sowie im Verhältnis zu sozialhistorischen Entwicklungen untersucht.⁴⁵ Sie werden daraufhin überprüft, inwiefern die „Traditionen“, die als Legitimationsbezugsdienste, empirisch bestätigt werden können,⁴⁶ welche Intentionen dahinter standen und welche Funktionen sie jeweils erfüllten. Da die Einflüsse institutioneller und organisatorischer Rahmenbedingungen auf die Wissensproduktion in der Wissenschaftsgeschichte weitgehend ignoriert worden sind,⁴⁷ ist deren universitätsgeschichtliche Erweiterung notwendig. Universitätsgeschichte situiert Diskurse in ihrem sozialen und institutionellen Kontext und stellt damit ein *missing link* zwischen Wissenschafts- und Gesellschaftsgeschichte dar.⁴⁸

36 Vgl. Bruch/Kintzinger/Auge/Piotrowski (2015).

37 Zum universitätsgeschichtlichen „Boom“ der 1980er Jahre vgl. Bruch (1984), S. 3–10.

38 Hölscher (2004), S. 92.

39 Wie einige Studien wiederholt feststellten, birgt die enge Bindung an die Festschriftenkultur die Gefahr, dass Universitätsgeschichte um sich selbst kreist und nicht gesellschaftlich eingebettet wird, vgl. Füssel (2014), vgl. Hammerstein (2013, 1983), Paletschek (2011), S. 176, vgl. Grüttner/Hachtmann/Jarusch et al. (2010a), S. 14. Dennoch wird Universitätsgeschichte meistens im Zuge von Jubiläen geschrieben, vgl. etwa Hofffeld (2007a, 2007 b), Bruch/Tenorth (2010–2012), Prüll/George/Hüther (2019).

40 Vgl. zum Komplex Universitätsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte Maurer (2015), S. 13–19.

41 Vgl. Paletschek (2011), S. 183.

42 Vgl. Schwinges (2005).

43 Etzemüller (2007), S. 41, vgl. ders. (2001), S. 45–46.

44 Vgl. Füssel (2006).

45 Paletschek (2001), S. 1.

46 So stellte etwa Schwinges heraus, dass die von Grundmann (1957) vertretene Überzeugung, die „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“ sei an Universitäten des Mittelalters verwirklicht worden, eine Legende darstellt, vgl. Schwinges (1986a), S. 2–5, 446, ders. (2008a), S. 130, 341.

47 Vgl. Lingelbach (2007), S. 111, siehe Raphael (1996b).

48 Vgl. Klein/Schütze/Paletschek et al. (2014).

Die geisteswissenschaftliche Krisenrhetorik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist durch wissenschaftshistorische Analysen intensiv aufgearbeitet worden.⁴⁹ Deren vorwiegend ideengeschichtliche Perspektive wurde auch zunehmend durch universitätshistorische Studien zur milieuspezifischen Stituierung und zu den gesellschaftlichen Funktionen der Krisenrhetorik erweitert.⁵⁰ Auf sozialgeschichtlicher Basis wurde es so in den letzten Jahrzehnten möglich, die universitären Krisen- und Selbstbehauptungsdiskurse einer kritischen Analyse zu unterziehen.⁵¹ Für das 19. Jahrhundert und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hat Sylvia Paletschek gezeigt, dass sich der Strukturwandel deutscher Universitäten nicht aus der retrospektiv vereinnahmenden „preußenzentrierte[n] und ideengeschichtliche[n] Perspektive“ des sogenannten Humboldt-Ideals deduzieren lässt.⁵² Sie zeichnete diverse Bezugnahmen auf das Ideal historisch nach und kam zu dem Ergebnis, dass der Kontinuität inszenierende Charakter dieser ideellen „Allzweckwaffe“⁵³ institutionelle Wandlungsprozesse verschleierte.⁵⁴ Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt entsprechend, was Jürgen John unlängst noch für die Zwischenkriegszeit feststellte: „Nötig ist eine – bislang fehlende – systematische Analyse damaliger Not- und Krisendiskurse und ihrer Zusammenhänge mit den vom ‚Leitbild Humboldt‘ geprägten Debatten um ‚Idee‘, ‚Sinn‘ und ‚Reform‘ der Universität.“⁵⁵ Als erweiterte Sozialgeschichte stehen solche Studien für die Zweite Nachkriegszeit noch aus.

Insgesamt steigt mit den neuen Bearbeitungsmöglichkeiten signifikanter Datenmengen und angesichts des anhaltenden universitären Reformbedarfs die Notwendigkeit universitätsgeschichtlicher Analysen für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bisher sind verschiedene Untersuchungen zur Entwicklung der Studierendenfrequenz,⁵⁶ Hochschulreform und Bildungsplanung,⁵⁷ zum Frauenstudium wie auch zur Entwicklung des Frauenanteils im Lehrkörper der 1950er und 1960er Jahre erschienen.⁵⁸ Für die Bundesrepublik insgesamt liegt das erforderliche statistische Material vor.⁵⁹ Auch auf einige wissenssoziologische Arbeiten kann zurückgegriffen werden⁶⁰ sowie auf erste

49 Vgl. u. a. Oexle (2002), ders. (2007), S. 11–116, vgl. Laube (2004b), Lichtblau (1996).

50 Vgl. John (2010), vgl. die Aufsätze in Ash (1997), vgl. Paletschek (2002), S. 191–192, 194, 196, Titze (1989, 1990, 2004), Titze et al. (1995).

51 Vgl. Paletschek (2002), Jarausch (1999), Franzmann/Wolbring (2007), vgl. Bartz (2006, 2007), Turner (2001), Grüttner/Hachtmann/Jarausch et al. (2010), Pöppinghege/Klenke (2011).

52 Paletschek (2001a), S. 536, vgl. dies. (2001b, 2001c, 2002, 2010b).

53 Paletschek (2002), S. 204.

54 Vgl. Paletschek (2001a), S. 536.

55 John (2010), S. 113.

56 Vgl. etwa Lundgreen (2007a), Führ (1988a), Titze et al. (1995), Titze (1989, 1990, 1999, 2004).

57 Vgl. Franzmann/Wolbring (2007), Lechner (2007), Rudloff (2011, 2007, 2005, 2003), Wolbring (2014), vgl. Bartz (2006, 2007), Turner (2001).

58 Vgl. etwa Kleinen (2005), Schallner (2001), Paletschek (2012a), Scherb (2002), Zachmann (2011), Vogt (2007a, b), Budde (2005), Hervé (1973), Kälble (1975).

59 Vgl. Lundgreen (2007a, 2009). Die Daten liegen nicht differenziert nach Hochschulen vor.

60 Vgl. Prinz/Weingart (1990, 1991).

Sammelbände und Monographien zur Geschichte einzelner Fachdisziplinen.⁶¹ Hingegen fehlen mikrohistorische Analysen der verschiedenen Hochschulen und Fakultäten auf einer systematischen, Vergleichbarkeit ermöglichenden Basis. Befördert durch die föderalen und fakultätsspezifischen Unterschiede ist der Wandel der universitären Abschlüsse und der Studien- und Prüfungsordnungen im 20. Jahrhundert bislang kaum untersucht worden.⁶² Komparative Analysen von Studierendenexpansion und Lehrkörperausbau stehen noch aus. Insbesondere die wichtigste hochschulreformerische Neuentwicklung der 1950er und 1960er Jahre, der Ausbau des akademischen Mittelbaus, ist unzureichend erforscht. Zu den Nichtordinarien während des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und während des NS liegen bereits einige Forschungsbeiträge vor;⁶³ über die zeitgenössischen soziologischen Untersuchungen hinaus sind jedoch noch keine Studien zur Entstehung des Mittelbaus in den 1950er Jahren vorhanden.⁶⁴ Eine weitere Lücke zeigt sich hinsichtlich komparativer Studien von Deutscher Demokratischer Republik und Bundesrepublik.⁶⁵ So hat etwa Ralph Jessen anhand der ostdeutschen Hochschullehrerschaft die akademische Elite zwischen 1945 und 1971 untersucht, während für die Bundesrepublik ähnlich systematische Forschungen noch ausstehen.⁶⁶

Vergleichsweise besser erforscht sind die hochschulpolitischen Entwicklungen der 1960er Jahre sowie die zunehmende Interaktion von Universität und Öffentlichkeiten im Zuge der Studierendenproteste um „1968“.⁶⁷ Darunter sind die Arbeiten von Anne Rohstock hervorzuheben, die über die komparative Analyse des Hochschulreformverlaufs in Hessen und Bayern zwischen 1957 und 1970 auch den Zusammenhang von Kri-

61 Vgl. Benz/Pehle/Sillem (1992), vgl. u. a. zur Soziologie Lüschen (1979), zur Philosophie Baumgartner/Sass (1978), zur Politikwissenschaft Mohr (1988), Bleek (2001, 1999), zur Geschichtswissenschaft Schulze (1989a), Schulin (1989), zur Mediävistik Nagel (2005), zur Germanistik Bogdal/Müller (2005), König/Barner (1996), Boden/Rosenberg (1997), Lux (2014a), vgl. auch die Beiträge zu den einzelnen Disziplinen in Bruch/Tenorth 2010–12, insb. Tenorth (2010a, 2010b), sowie in Martin (2007a, 2007b).

62 Wichtige Anknüpfungspunkte liefern die Aufsätze in Schwinges (2007), vor allem Bruch (2007) und Lundgreen (2007c). Vgl. auch Gruener (1971). Die Veränderung der Staatsexamensordnungen ist besser erforscht, vgl. Müller-Rolli (1988), vgl. den Überblicksartikel von P. Müller (1971) über die Entwicklung d. Prüfungsordnungen 1958–71 im föderalen Vergleich, zu Freiburg vgl. Günter (2005).

63 Die Erforschung der Nichtordinarien begann mit der Studie von Eulenburg (1908). 1956 gab Plessner *Untersuchungen zur Lage der Hochschullehrer* heraus, die auch Nichtordinarien berücksichtigten, vgl. Plessner (1956a), Bd. 1: Asemissen/Frenzel/Goldschmidt et al. (1956), Bd. 2: Busch (1956), Bd. 3: Ferber (1956), vgl. auch Busch (1959). Am besten erforscht sind die Nichtordinarien an der Universität Tübingen, vgl. Paletschek (2004b, 2004a, 2001a). Weiterhin liegen Beiträge zu den Nichtordinarien in Kaiserreich, Weimarer Republik und NS sowie einige soziolog. Studien vor, vgl. Bruch (1984b), vgl. Bock (1972), Riese (1977), Vogt (2007b), Grüttner (2002, 2000), Enders (1990), Bochow/Joas (1987), Lundgreen (2009).

64 Zu den Freiburger PDs 1818–1955 vgl. die Studie des Medizinhistorikers Nauck (1956).

65 Vgl. Pasternack (2007), S. 2263.

66 Vgl. Jessen (1999), vgl. auch Schwabe (1988). Ähnliches gilt für die von Annette Vogt und Matthias Middell vorgelegten Beiträge zu Akteur_innen, Hochschulreformen und Sozialgeschichte der Humboldt-Universität, vgl. Vogt (2012), insb. S. 223–237, vgl. Midell (20012), insb. S. 340–435.

67 Vgl. Fraunholz/Schramm (2005), Rudloff (2005), Rohstock (2010, 2012), Wehrs (2014a, 2014b).

senbewusstsein und Hochschulpolitik in den 1960er Jahren zu untersuchen begann.⁶⁸ Im internationalen Vergleich führte sie die unterschiedlichen Krisenwahrnehmungen auf eine ideologische Diskrepanz zwischen „politischen ‚Internationalisierern‘ und innerinstitutionell agierenden ‚Bewahrern‘“ zurück, die schließlich zum Scheitern der Hochschulreform geführt habe.⁶⁹

An diese erste Differenzierung der Krisenrhetorik in den 1960er Jahren anschließend eröffnet die vorliegende Studie zu universitärer Expansion und geisteswissenschaftlicher Krisenrhetorik zwischen 1945 und 1967 ein weit komplexeres Bild: Die Krisenrhetorik lässt sich weder auf Termini eines rückwärtsgewandten Kulturpessimismus noch auf einen linearen Fortschrittsoptimismus reduzieren, und die Position des „politischen ‚Internationalisierer[s]‘“ ließ sich durchaus mit der des „innerinstitutionell agierenden ‚Bewahrer[s]‘“ vereinbaren.⁷⁰ Vielmehr zeigt sich im Rückbezug auf den Strukturwandel und mit der Differenzierung nach Phasen, Fakultäten, Gruppen und Generationen, dass die vielfältigen Krisen- und Selbstbehauptungsdiskurse in ihrem scheinbar gleichbleibenden Traditionsgewand unterschiedliche Funktionen erfüllten und überaus divers kombiniert werden konnten.

Mit der Berücksichtigung milieu- und generationsspezifischer Unterschiede, der Aufnahme des Konzepts der „Zeitkritik“⁷¹ und der Differenzierung institutionell-repräsentativer und partizipatorisch-emanzipativer Demokratieverständnisse⁷² nimmt die vorliegende Arbeit auf neuere gesellschaftshistorische Untersuchungen Bezug.⁷³ Die Verschränkung von Universitätsgeschichte und Forschungen zu Wandlungs-, Modernisierungs- und Dynamisierungsprozessen der 1950er und 1960er Jahre trägt ebenso wie die sozialhistorische Situierung der Akteur_innen dazu bei, universitäre Wandlungsprozesse und Paradigmenwechsel adäquater zu fassen. Zudem zeigt sich, dass die Kontinuität der Krisenwahrnehmung ein universitätsspezifisches Phänomen darstellt, während sich erst in den 1960er Jahren, verstärkt mit „1968“, vor allem aber seit der „Energiekrise“ 1973 gesamtgesellschaftlich Krisenwahrnehmungen abzeichnen.⁷⁴ In Bezug auf das journalistische Feld ergibt sich aber, dass dort wie auch im universitären Feld der scheinbare „Konsens“ mit der Dynamik der 1960er Jahre aufbrach.⁷⁵ Die vorliegende Studie erweitert Gesellschaftsgeschichte damit um die Analy-

68 Vgl. Rohstock (2010, 2012).

69 Vgl. Rohstock (2012).

70 Ebd., S. 46.

71 Unter „Zeitkritik“ wird eine kritische Perspektive verstanden, die seit der Wende zu den 1960er Jahren im Zuge eines Generationswechsels im Journalismus auftrat und „gegen den Konsens locken und investigative Elemente in die Berufspraxis einbauen“ wollte, vgl. Hodenberg (2006), S. 295.

72 Vgl. Herbert (2002b), S. 12.

73 Vgl. Herbert (2002a), Schildt/Sywottek (1993), Schildt/Siegfried/Lammers (2000), Hodenberg (2006).

74 Vgl. Schildt/Sywottek (1993), Schildt/Siegfried/Lammers (2000), Hodenberg (2006), Herbert (2002b), ders. (2014), S. 748–782.

75 Vgl. Hodenberg (2006).

se einer feldspezifischen Elite, deren kontinuierlicher Krisendiskurs erst in den 1960er Jahren durch neue Krisenwahrnehmungen herausgefordert wurde sowie um die exemplarische Untersuchung einer Philosophischen Fakultät als einer öffentlich-rechtlichen Institution, die im Zuge der Bildungsexpansion einen großen gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs erfuhr.

Zur Universität Freiburg in der Zweiten Nachkriegszeit liegen grundlegende Studien zur *Épuration*,⁷⁶ zum Wiederaufbau⁷⁷ und zum *studium generale* vor.⁷⁸ Auch zu ihrer Frauen- und Alltagsgeschichte erschienen bereits erste Studien.⁷⁹ Die Jubiläumsschriften anlässlich des 525- und 550-jährigen Bestehens der Albert-Ludwigs-Universität liefern ebenso wie die seit 1962 erscheinenden Freiburger Universitätsblätter grundlegende Beiträge zur universitären und fakultären Entwicklung.⁸⁰ Im Rahmen der Reihe *Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte* sind einschlägige Arbeiten zur Geschichte der verschiedenen Disziplinen und Fakultäten erschienen,⁸¹ darunter ein Band zur Philosophischen Fakultät 1920–60.⁸² Hinzu kommen die im Rahmen des DFG-Projekts *Universität, Wissenschaft und Öffentlichkeit. Die Universität Freiburg, ihre Mediziner und Geisteswissenschaftler 1945 bis ca. 1970* gemeinsam mit der vorliegenden Arbeit entstandenen Beiträge, die weiterführende Einordnungs- und Vergleichsmöglichkeiten liefern.⁸³ Auf diesen Untersuchungen aufbauend konzentriert sich diese Arbeit auf die Analyse der strukturellen Wandlungsprozesse sowie der Krisenrhetorik, die in den bisher erschienenen Arbeiten durchgehend konstatiert, aber noch keiner systematischen Analyse unterzogen worden sind. Mit dem Fokus auf die Philosophische Fakultät, ihre universitären Gruppen, institutionellen Entwicklungen und Öffentlichkeiten trägt sie zu einer sozialhistorisch reflektierten, differenzierten und relationalen Form von Universitätsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte bei.⁸⁴

76 *Épuration* (Reinigung) steht hier für die Entnazifizierung in der französischen Besatzungszone. Vgl. für Baden Grohnert (1991), für die Universität Freiburg Faßnacht (2000), Seemann (2002, 2006).

77 Vgl. Defrance (2006, 2007), Faßnacht (2000), Seemann (2002, 2006), Speck (1995).

78 Vgl. Broschert (2009), Oberndörfer (2017).

79 Vgl. Scherb (2002), Paletschek (2012a).

80 Vgl. Martin (2007a, 2007b), vgl. Universität Freiburg (1982).

81 Vgl. u. a. Seidler (2007), Grill (2008), Stadelbauer (2014).

82 Wirbelauer et al. (2006) umfasst maßgebliche Überblicksaufsätze zu den Einzeldisziplinen, institutionellen Entwicklungslinien (Paletschek (2006b) und zu dem wissenschaftsorganisatorischen Beziehungsgeflecht zwischen Fakultäten, Universitätsleitung, Militärregierung, Kultusministerium und DFG, vgl. Hollerbach (2006), Grün (2006), Defrance (2006), Wöhrle (2006), Orth (2006).

83 Vgl. Brandt/Klein/Kopp et al. (2014), Kopp (2015), Brandt (2014). So deutet Kopp (2015), S. 352 darauf hin, dass dem deutschen Universitätsideal in dem „autoritär-hierarchisch geprägte[n] Selbstverständnis der Medizinordinarien“ keine große Bedeutung zukam und es sich vorwiegend um eine geisteswissenschaftliche Legitimationsstrategie handelte. Hingegen zeichnet sich an Brandts Untersuchung ab, dass die Hochschulreformdiskussionen maßgeblich von Krisen- und Humboldt-Diskursen geprägt waren.

84 Schwinges (1986b), S. 333.

1.3 Methoden, Aufbau und Quellenbasis

Universitätsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte jenseits der „Jubiläumrhetorik und der hagiographischen Gelehrtenbiographien“⁸⁵ zu schreiben ermöglicht es, quantifizierende und qualitative, institutions- und personengeschichtliche Ansätze zu kombinieren. Strukturelle, generationelle und diskursive Entwicklungen können damit differenziert in ihren Wechselwirkungen analysiert werden. Dazu wird ein erweiterter institutionsgeschichtlicher Ansatz herangezogen, der das „Wechselspiel zwischen organisatorischer Rahmensetzung und kognitiver Entwicklung“ akteurszentriert untersucht.⁸⁶ Im Begriff der Institution wird entsprechend „die Interdependenz von Konzeption und Organisation, Akteur und Struktur, Theorie und Praxis“ gefasst.⁸⁷ Damit stehen die Transfers zwischen diskursiven und organisatorischen Strukturen, sozialen Praktiken und Interaktionen der Akteure im Vordergrund. Die sozialgeschichtlichen, institutionellen und diskursanalytischen Dimensionen der Analyse werden hier methodisch durch akteurszentrierte Ansätze miteinander verschränkt.⁸⁸ Anhand quantitativ-statistischer Zugänge wird der Entwicklung der universitären Gruppen und institutionellen Organisations- und Hierarchiestrukturen nachgegangen. Prosopografische und kollektivbiografische Zugänge dienen dazu, die soziale Einbettung der Personen sowie die öffentlichkeitswirksamen Repräsentationen und Aushandlungsprozesse im Wandel zu untersuchen.

Der Strukturwandel der Philosophischen Fakultät wird anhand quantifizierender Verlaufsanalysen der Personalstruktur, des Studierendenaufkommens sowie der akademischen Abschlussarbeiten nachgezeichnet.⁸⁹ Ein Vergleich des Ausbaus der Professuren, der Entwicklung des Mittelbaus und des Frequenzwachstums verdeutlicht auf quantitativer Basis, wie sich der personelle Ausbau des Lehrkörpers verhältnismäßig vollzog. Dadurch werden die Veränderungen der Lehrkörperstruktur und der Betreuungsquoten festgestellt und in Beziehung zu damaligen Reformkonzepten gesetzt.

Die Analyse der Selbstbehauptungs- und Krisenrhetorik umfasst die Untersuchung professoraler Legitimationsstrategien und Argumentationsmuster in der Öffentlich-

⁸⁵ Paletschek (2001c), S. 92.

⁸⁶ Lingelbach (2007), S. 116.

⁸⁷ Vgl. Wildt (2002), S. 27, Anm. 40.

⁸⁸ Vgl. ausführlich Klein (2019).

⁸⁹ Zur begriffsgeschichtlichen Annäherung werden zeitgenössische Lexika ausgewertet. Die Vorstellung der Philosophische Fakultät als universitärer Teileinheit sowie die Analyse ihres Strukturwandels erfolgt auf Grundlage der universitären Grundordnung, der Fakultätsprotokolle und weiterer Fakultäts-, Kommissions- und Seminarakten, vgl. die Archivquellen des Universitätsarchivs Freiburg (UA Freiburg) unter 7.1. An gedruckten seriellen Quellen werden u. a. Vorlesungsverzeichnisse, Jahresberichte der Prorektoren, Einführungsbroschüren sowie verschiedene Hochschulreformdokumente herangezogen, vgl. Albert-Ludwigs-Universität (1946–70a, 1957b–76b), Neuhaus (1961), Wissenschaftsrat (1960, 1964, 1966, 1967).

keit,⁹⁰ deren Funktionen mit Rückbezug auf die empirische Analyse des Strukturwandels besonders deutlich vor Augen treten. Zudem kann die Untersuchung des Wandels der Krisenrhetorik klären, ob es sich bei idealistischer Krisenrhetorik um eine „grundsätzlich strukturkonservative Diskursstrategie“⁹¹ handelt und inwiefern sich darin auch „Dynamisierungen der politischen Umorientierungsprozesse“ im Sinne von „Partizipation, Pluralität und Abbau hierarchischer und autoritärer Strukturen“ abzeichnen.⁹² Die Verlaufsanalyse zeigt damit akteurs-, gruppen- und generationsspezifisch, wozu Krisenrhetorik jeweils diente und welche Verschiebungen im Zuge des Strukturwandels und der inner- und außeruniversitären Interaktionen auftraten.

Als Grundlage der diese Ebenen „explorierenden wie miteinander verknüpfenden“ Analyse dient hier ein erweitertes Generationenkonzept,⁹³ mit dem die Professorgeneration der Jahrgänge 1886–1910 prosopografisch untersucht wird, die 1945–67 die Mehrheit im Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät stellte.⁹⁴ Der Generationenansatz eignet sich, wenn Generation als ein Relations- und Vermittlungsbegriff verwendet wird, der „Verbindungen zwischen ansonsten als getrennt erscheinenden Phänomenen und Ebenen“⁹⁵ herstellt wie bspw. zwischen „individueller Biografie und Gesellschaft.“⁹⁶ Die prosopografische Analyse dient dazu, die Institution Philosophische Fakultät als einen von der Professorengruppe bestimmten sozialen Raum und ihre idealistische Krisenrhetorik als ein historisch gewachsenes, feld- und generationsspezifisches Selbstverständnis sichtbar zu machen.

Mit der Untersuchung der institutionellen (Kap. 3) und der repräsentativen Entwicklungen (Kap. 5) werden zwei Analyseebenen differenziert, die durch die vorangestellte Vorstellung der Philosophischen Fakultät (Kap. 2) eingeleitet und durch die Untersuchung der Professorengruppe miteinander verbunden werden (Kap. 4). Die Geschichte der Philosophischen Fakultät Freiburg wird damit auf den drei Ebenen des institutionellen Strukturwandels, der generationsspezifischen Sozialstruktur, Rang-

90 Zur Untersuchung von Krisenrhetorik und Wissenschaftsorganisation werden Schriften, Vorträge, Nachlässe und Korrespondenzen der Professoren ausgewertet, vgl. die Vorträge und Schriften unter 7.3., vgl. die Nachlässe im UA Freiburg unter 7.1. Zur Analyse der öffentlichen Resonanz wird die universitäre und studentische, regionale und bundesweite Presse herangezogen, vgl. die Zeitungen und Zeitschriften unter 7.2., vgl. die Pressemappen unter 7.1., weiterhin Akten des UA Freiburg sowie des Archivs für soziale Bewegungen (ASB Freiburg) unter 7.1. Die meisten benutzten Archivakten sind unpaginiert.

91 John (2010), S. 136–137.

92 Herbert (2002b), S. 9, 12.

93 Vgl. Jureit (2010), S. 9.

94 Die prosopografische Analyse stützt sich hauptsächlich auf die Personal-, Berufungs-, Quästur- und Entnazifizierungsakten der Professoren, Nachrufe, Biografien und Personallexika, vgl. die Personal-, Quästur- und Entnazifizierungsakten aus dem Bestand des UA Freiburg unter 7.1., vgl. Wirbelauer/Marthaler (2006), Schuder (1961, 1966, 1970, 1980), Ottnad (1982, 1987), Baumeister/Schulz/Zimmer (1958, 1961, 1963, 1982), Klee (2016), König (2003), Weber (1987, 1984), vgl. die Online-Datenbanken unter 7.2.

95 Daniel (2006), S. 342.

96 Jureit/Wildt (2005b), S. 7.

aufteilung und *illusio* der damaligen Professoren sowie ihrer öffentlichkeitswirksamen Diskurse in Interaktion mit verschiedenen Öffentlichkeiten in ihren Eigendynamiken und Zusammenhängen untersucht.

2. Die Heterogenität der Philosophischen Fakultät

Die Universität Freiburg gliederte sich 1910–70 in fünf Fakultäten: die Theologische, die Medizinische, die Staats- und Rechtswissenschaftliche, die Philosophische und die Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät. Ausgelöst durch den großen Expansions- und Verwissenschaftlichungsschub Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Philosophische Fakultät 1900 in eine natur- und eine geisteswissenschaftliche Abteilung gegliedert.¹ 1910 lösten sich die naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer aus der Philosophischen und der Medizinischen Fakultät und schlossen sich zu einer eigenen Fakultät zusammen.² Ab 1910 umfasste die Philosophische Fakultät somit vorwiegend geisteswissenschaftliche Fächer, wobei die Grenzen zu den anderen Disziplinen fließend blieben.³ Wie die anderen Fakultäten auch, verwaltete sie sich nach Maßgabe der Universitätsverfassung, die seit ihrer Revision 1954/56 als universitäre Grundordnung bezeichnet wurde,⁴ sowie auf der Grundlage der fakultären Geschäftsordnung.⁵ Die Geschäftsordnung der Philosophischen Fakultät von 1910 wurde erst 1970 überarbeitet,⁶ als sie sich infolge des zweiten großen Expansionsschubs in den 1950er/60er Jahren erneut aufteilte, diesmal in vier Organisationseinheiten.⁷

1 Vgl. Paletschek (2007).

2 Vgl. Aufteilung Philos. Fak., Begründung Naturwiss.-Math.- Fak. 15.07.1910, in: Gerber (1957b), S. 222.

3 Das zeichnet sich etwa daran ab, dass auch die theologischen sowie die staats- und rechtswissenschaftlichen Disziplinen als Geisteswissenschaften begriffen wurden.

4 Vgl. Grundordnung der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., gez. v. Rektor der Universität v. Caemmerer am 23.06.1954, durch die Regierung des Landes Baden-Württemberg bestätigt am 10.06.1956 (Erlaß v. 03.08.1956 – O F 4.1–H 5752), in: UA Freiburg Nr. B0204/134 (im Folgenden: Grundordnung 1954/56). Zur Wahl des Namens „Grundordnung“ vgl. Würtenberger/Sydow (1999), S. 55.

5 Vgl. Geschäftsordnung der Philos. Fakultät Entwurf 1910/11, in: UA Freiburg Nr. B003/816.

6 Vgl. Geschäftsordnung Philos. Fak. I bis IV 1970, in: UA Freiburg Nr. B003/1141.

7 Zu diesem Ausdifferenzierungsprozess vgl. die Akten im UA Freiburg Nr. B003/224, Nr. B003/225, Nr. B003/1141 und Nr. B003/97. In der Philos. Fak. I wurden die pädag., psychol. u. philos. Fächer sowie die Archäologie, Musikwiss. und Kunstgeschichte zusammengefasst, in der Philos. Fak. II die Philologien bis auf die Germanistik und Anglistik, die zusammen mit der Phonetik und der Volkskunde die Philos. Fak. III bildeten. Die Philos. Fak. IV schloss die Fächer Geschichte, Politik und Soziologie zusammen.

Institutionell bezeichnet eine Fakultät eine universitäre Lehr-, Forschungs- und Verwaltungseinheit, die sich über ihr Fächerspektrum, ihre Räumlichkeiten, ihre Professuren und Studiengänge, über die von ihr verliehenen akademischen Grade und jeweiligen Prüfungsordnungen, ihre Größenverhältnisse und Studierendenklientel, ihre Lehrkörperstruktur und Selbstverständnisse sowie ihre historischen Entwicklungspfade definiert. Als ein disziplinäres Sammelbecken wies die Philosophische Fakultät ein historisch gewachsenes und sich dynamisch erweiterndes Spektrum an Fächern und Studiengängen auf.⁸ Strukturell unterschied sie sich im Zeitraum 1945–67 von den anderen Fakultäten dadurch, dass sie die geisteswissenschaftliche Lehramts- und größte Aufstiegsfakultät darstellte, am schnellsten wuchs und über die größten weiblichen Anteile verfügte.⁹ Allerdings divergierte auch innerhalb der Philosophischen Fakultät die Frequenz je nach Studiengang und Fach. Die ungleichmäßige Verteilung der Studierenden auf die verschiedenen Fächer und Studiengänge erforderte differenzierte Umgangsweisen mit dem Frequenzanstieg. Aufgrund ihrer starken Expansion und ihrer Vielfalt stellte die Philosophische Fakultät so einen Kristallisationspunkt der Strukturwandlungsprozesse dar, die zwar auch die anderen Fakultäten betrafen, sich in ihr aber schärfer abzeichneten.

Zudem hob sich die disziplinäre Heterogenität der Philosophischen Fakultät von ihrem vereinheitlichenden Selbstverständnis ab. In den Vorträgen und Veröffentlichungen der Professoren wie auch in der von 1957 bis 1976 erschienenen, biennial neu aufgelegten Einführungsbroschüre „Studienführer“ zeigt sich ein Selbstverständnis, das die Philosophie zur „Zentralwissenschaft“ der Fakultät und der Universität insgesamt stilisierte.¹⁰ Mit dieser Konstruktion erhoben die Professoren der Philosophischen Fakultät den Anspruch auf „Einheit“ sowie auf Repräsentation der Gesamtuniversität. Ihre homogenisierenden Einheitspostulate stützten sich auf eine Auslegung der *Idee der deutschen Universität*, die 1945–67 die *corporate identity* bzw. den „Kern“ der Selbstbehauptungsdiskurse der Philosophischen Fakultät darstellte. Spannungen zwischen institutioneller Heterogenität und repräsentativen Homogenisierungstendenzen zeichnen sich in diesem Feld ab.

So finden sich auch institutionelle Begriffsdefinitionen der Philosophischen Fakultät 1945–67 nicht. Die *Studentenfibel*, ein studentisches Glossar für universitäre Einrichtungen, verstand unter „Fakultät“ lediglich den Fakultätsrat.¹¹ Auch die sechste Ausgabe des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft, deren Redaktion der Freiburger Historiker Clemens Bauer federführend leitete, differenziert zwar drei unterschied-

⁸ Aufgrund der wachsenden Anzahl und Inhomogenität der unter ihrem Dach subsumierten Fächer war die Philos. Fak. bereits 1881 als „Universitätsrumpelkammer“ bezeichnet worden, vgl. Friedrich Zarncke, Rektor der Univ. Leipzig 1881, zitiert nach Langewiesche (2010), S. 54.

⁹ Vgl. ausführlich Kap. 3.2.3. Vgl. Titze (1990), S. 489.

¹⁰ Tellenbach (1957), S. 81–86, S. 83, vgl. Tellenbach (1959, 1961, 1963, 1966, 1968).

¹¹ Vgl. Studentengruppe der Gesellschaft für Bürgerrechte Land Baden – Freiburg (1951), S. 5.

liche, aber durchgehend personelle Bedeutungsdimensionen des Begriffs Fakultät:¹² Die „engere Fakultät“ bezeichnete den Fakultätsrat, das fakultäre Selbstverwaltungsorgan. Darin waren alle planmäßigen Professor_innen sowie ein bis drei Repräsentant_innen der Nichtordinarien vertreten.¹³ Der Fakultätsrat war für alle „wissenschaftlichen Fachangelegenheiten“ der ihm zugeordneten Studiengänge verantwortlich, den Unterrichts- und Forschungsbetrieb, die Verleihung akademischer Grade sowie die Berufungen. Der „engeren Fakultät“ korrespondierte die „weitere Fakultät“, das alle habilitierten Lehrkräfte umfassende Fakultätskollegium, das vorwiegend zur Besprechung von Vorlesungsverzeichnissen zusammentrat.¹⁴ Der breite Begriff der Fakultät stand schließlich für die „Gesamtheit der Lehrkräfte und Studenten des betreffenden Fachbereichs.“¹⁵ Entsprechend umfasst der Begriff Fakultät die vier Bedeutungsdimensionen (1) einer universitären Teilinstitution, (2) aller ihrer Mitglieder, (3) der habilitierten Lehrkräfte und (4) des auf die planmäßigen Professor_innen und wenige Vertreter_innen der Nichtordinarien beschränkten Selbstverwaltungsgremiums. In dieser konkretisierenden Unterscheidung zwischen Institution und Repräsentation liegt ein wichtiger Schlüssel für das Verständnis fakultärer Entwicklungen, da sich die begrifflich unsichtbare Diskrepanz dazwischen mit der Expansion der Philosophischen Fakultät erheblich vergrößerte.

2.1 Die Philosophische Fakultät als Institution

2.1.1 Fächer und Studiengänge

Das Fächerkonglomerat der Philosophischen Fakultät umfasste 1945–70 die drei großen philosophisch-pädagogisch-psychologischen,¹⁶ historischen¹⁷ und philologischen¹⁸ Fachrichtungen sowie weitere Fächer wie die Archäologie, Musikwissenschaft

¹² Vgl. Peters (1959), Sp. 116–123.

¹³ Vgl. ausführlich Kap. 2.1.3.

¹⁴ Vgl. Grundordnung 1954/56, v. 23.06.1954/10.06.1956, in: UA Freiburg Nr. B0204/134, § 25, S. 7, vgl. Peters (1959), Sp. 120. Nichthabilitierte waren in diesem Gremium nicht vorgesehen.

¹⁵ Peters (1959), Sp. 120.

¹⁶ Zu den philos. Fächern gehörten über die Philosophie hinaus die Pädagogik und die Psychologie, 1954 kamen Psychologie u. Grenzgebiete hinzu, 1957 die Philosophie/Ethik, 1960 die Angewandte Psychologie.

¹⁷ Die historischen Fächer gliederten sich in die Alte, Mittlere und Neuere Geschichte sowie die Kunstgeschichte. 1956 wurde eine Professur für Ur- und Frühgeschichte errichtet, 1961 kam die Neuere und Neueste Geschichte, 1962 Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1965 Neuere und Osteuropäische Geschichte hinzu.

¹⁸ Die Philologien umfassten die Neuphilologien Germanistik, Romanistik und Anglistik, die Klassischen Philologien Griechisch und Latein sowie die Vergleichende Sprachwissenschaft. Die während des NS nicht besetzte Professur für Orientalistik wurde 1949 wieder errichtet und 1967 um eine Professur für Islamistik erweitert. 1962 wurde die Slavistik neu institutionalisiert, 1966 kam die Lateinische Philologie des Mittelalters hinzu. Das Fach Germanistik gliederte sich mit der Germanischen Philologie und der Neuen Deutschen Literaturgeschichte in eine Alte und eine Neue Abteilung und erweiterte sich in den 1950er Jahren

und Geografie, später auch die Wissenschaftliche Politik und Soziologie sowie die Ethnologie.¹⁹

Die Studiengänge an der Philosophischen Fakultät lassen sich danach unterscheiden, ob sie mit einer Staatsprüfung (Staatsexamen, ab 1966 zusätzlich auch Kleine Fakultas)²⁰ oder einer akademischen Prüfung (Promotion, ab 1961 zusätzlich auch Magister) abgeschlossen wurden.²¹ Der 1961 als Äquivalent zum Staatsexamen eingeführte und der Promotion vorgelagerte Magisterabschluss wurde zunächst kaum von den Studierenden angenommen. Staatsexamen wie auch Promotion erforderten ein mindestens achtsemestriges Studium im Hauptfach und ein mindestens sechsemestriges Studium in den Nebenfächern. Der Promotionsstudiengang, der anders als heute keinen vorgelagerten Studienabschluss erforderte, war bis auf die Gliederung in ein Hauptfach und zwei Nebenfächer nicht weiter strukturiert. Im Staatsexamensstudiengang war hingegen ein zusätzliches Begleitstudium erforderlich, das bis 1966 mit einer „Allgemeinprüfung“ im 6. Semester, dem sogenannten Philosophikum abgeschlossen wurde. Bis 1967 betrug die Studiendauer im Staatsexamensstudiengang ebenso viele Semester wie im Promotionsstudiengang, wenn nicht gar mehr.²²

Als Abschlussarbeit für das Staatsexamen war im Hauptfach eine Zulassungsarbeit erforderlich, „Wissenschaftliche Hausarbeit“ genannt, die 30 bis 50 Seiten umfasste und binnen des letzten Semesters, ab 1966 in vier Monaten zu schreiben war.²³ Hingegen variierte der Umfang der geisteswissenschaftlichen Dissertationen damals durchschnittlich zwischen 160 bis 220 Seiten, ohne dass ein spezifischer Zeitraum dafür vorgesehen war.²⁴

Neben der Zulassungsarbeit waren in einzelnen Staatsexamensfächern auch vierstündige Klausuren als Leistungsnachweise für die Abschlussprüfung erforderlich sowie mündliche Prüfungen, die im Hauptfach mit 60, im Nebenfach mit 50 Minuten, ab 1966 mit 45 Minuten angesetzt waren. Bei der Promotion war damals keine Disputation, sondern immer ein Rigorosum vorgesehen: Die Studierenden legten eine

um die Skandinavistik. Die Romanistik differenzierte sich ab 1954 in einen literaturgeschichtlichen und einen sprachwissenschaftlichen Zweig und integrierte zusehends weitere romanische Sprachen. Die Erweiterung der Anglistik um die Amerikanistik gelang erst Ende der 1950er Jahre. Vgl. Kap. 3.1.

¹⁹ Geografie sowie Wiss. Politik u. Soziologie waren zwischen zwei Fakultäten angesiedelt, allerdings war die Geografie seit 1953, die Politikwissenschaft seit 1956 kontinuierlich auch mit einer Professur an der Philos. Fakultät angesiedelt.

²⁰ Bei der „Kleinen Fakultas“ handelte es sich um einen reduzierten Staatsexamensstudiengang, der für das Lehramt in der Sekundarstufe I befähigte und 1966 eingeführt wurde, vgl. ausführlich Kap. 3.3.1.

²¹ Eine Ausnahme stellt dabei die Psychologie dar, die hauptsächlich im Diplomstudiengang studiert wurde.

²² Vgl. Mielitz (1967), S. 36: „Da die durchschnittliche Studiendauer für Staatsexamenskandidaten bei ca. 14 Semestern liegt, und auch der Abschluß mit der Promotion nur selten vor dem 12. Sem. zu erreichen ist.“

²³ Vgl. Tellenbach/Mielitz (1966). Die Anforderungen für Promotion und Staatsexamen waren nicht hoch. Die Prüfungsordnung schrieb im Hauptfach vier, im Nebenfach zwei Seminare vor, vgl. Bauer (1957). S. 100.

²⁴ Vgl. weiterführend Kap. 3.3.3.

mündliche Prüfung ab, für die eine Stunde im Hauptfach, eine halbe Stunde in den Nebenfächern veranschlagt war.²⁵

Die Promotion war in allen an der Philosophischen Fakultät angebotenen Fächern möglich und durchgehend auf ein Hauptfach und zwei Nebenfächer ausgelegt, wobei einige Kombinationen vorgegeben waren. Demgegenüber war die Auswahl der Hauptfächer im Staatsexamensstudiengang entsprechend der Schulfächer eingeschränkt, erlaubte aber ab 1958 in einigen, ab 1966 in den meisten Kombinationen auch ein Zweifächerstudium. Über das Fachstudium hinaus war in den Staatsexamensstudiengängen ein Begleitstudium vorgesehen, das im 6. Semester mit dem Philosophikum, einer halbstündigen studienbegleitenden Allgemeinprüfung, abgeschlossen wurde. Alle Lehramtskandidat_innen der Philosophischen wie auch der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät mussten für das Philosophikum drei Vorlesungen und zwei Übungen mit philosophischen, pädagogischen oder psychologischen, teilweise auch politischen Schwerpunkten besuchen.²⁶

Die Fächer der Philosophischen Fakultät wurden dahingehend unterschieden, ob sie lediglich im Promotionsstudiengang studiert werden konnten oder ob sie auch Staatsexamensfächer darstellten oder aber hauptsächlich als studienbegleitende Fächer frequentiert wurden. Zu den Fächern, die im Staatsexamensstudiengang nur als Nebenfach gewählt werden konnten, zählten bis 1966 Philosophie, Pädagogik, Orientalistik, Klassische Archäologie und Kunstgeschichte. Diese als Promotionsfächer recht gering frequentierten Fächer wurden in den 1950er Jahren aufgrund der mangelnden Berufszuordnung, die in den fortgeschrittenen Semestern zunehmend als belastendes Risiko erlebt wurde, als „Luxusfächer“ kritisiert.²⁷ Zu den Promotionsfächern kamen in den 1960er Jahren die Fächer Soziologie, Ethnologie, Volkskunde, Sinologie und Phonetik hinzu.²⁸

Stark frequentierte Staatsexamensfächer²⁹ waren vor allem die Neuphilologien Germanistik,³⁰ Romanistik,³¹ und Anglistik/Amerikanistik.³² Weitere als Staatsexamenshauptfach studierbare Fächer waren Geschichte, Latein und Griechisch, ab 1966 auch Philosophie und Pädagogik. Insbesondere in den Klassischen Philologien wurde den

25 Vgl. Promotionsordnung der Philos. Fakultät Freiburg, 01.04.1947, in: UA Freiburg Nr. D76/132, § 4, vgl. Fakultätsprotokoll v. 08.09.1958, S. 51–52.

26 Vgl. Müller (1957), S. 87. Vergleichsweise erforderte die einstündige Abschlussprüfung im Hauptfach den Nachweis einer Teilnahme an jeweils zwei Pro- und Oberseminaren, teils auch zusätzlicher Übungen.

27 Vgl. Krockow (1956), S. 129, 155–158.

28 Die Sinologie, bis 1970 auch die Soziologie waren nur als Lehrauftrag an der Philos. Fak. vertreten.

29 Promotions- und Staatsexamensabschluss wurden nicht selten kombiniert, vgl. Rupp (1957), S. 89, ders. (1959), S. 99, ders. (1961), S. 88, vgl. Bauer (1961), S. 101.

30 Vgl. Rupp (1957), S. 89.

31 Vgl. Friedrich (1957), S. 93–95.

32 Heuer (1957), S. 90–92.

Doktorand_innen empfohlen, zunächst das Staatsexamen zu absolvieren, um ihre Berufschancen zu erhöhen.³³ Wissenschaftliche Politik war 1957–59 nur als Nebenfach im Staatsexamen wählbar,³⁴ ab der neuen Studienordnung 1959 dann auch als Zulassungs- oder zweites Hauptfach.³⁵ In Kooperation mit der Hochschule für Musik in Freiburg konnte der zweite, theoretisch-methodische Teil des „Studiengangs des Musikerzählers an Höheren Schulen“ studiert und mit dem Staatsexamen an der Philosophischen Fakultät abgeschlossen werden.³⁶

Schließlich mussten im Rahmen der Staatsexamensstudiengänge bis 1966 studienbegleitend Veranstaltungen in Philosophie, Pädagogik oder Psychologie, später wahlweise auch in Politik und Soziologie³⁷ besucht und das Philosophikum bestanden werden. Philosophie und Pädagogik stellten daher bis 1966 vorwiegend studienbegleitende Fächer dar.³⁸

Die Psychologie nahm eine Sonderstellung unter den Studiengängen der Philosophischen Fakultät ein. In ihrer Denomination als „Philosophie und Psychologie“ war die Professur zwar im philosophischen Fachbereich angesiedelt und konnte entsprechend auch als studienbegleitendes Fach gewählt werden. Auch für die Prüfung in Psychologie war bis 1963 eine halbstündige Prüfung in Philosophie vorgesehen.³⁹ Allerdings emanzipierte sich das Fach zusehends aus diesem Zusammenhang.⁴⁰ Anders als die anderen Fächer wurde die Psychologie hauptsächlich im Diplomstudiengang absolviert und stellte so ein Diplom- und Promotionsfach dar, das vorwiegend als erstes Hauptfach studiert wurde.⁴¹

33 Büchner (1957), S. 97.

34 Bergstraesser (1957e), S. 102.

35 Vgl. Bergstraesser (1961c), S. 104.

36 Vgl. Gurlitt (1957), S. 104–105, vgl. Hartmann (1957), vgl. Eggebrecht (1959, 1966a), S. 103, 110–113.

37 Ab 1957 konnte das Philosophikum auch in Wiss. Politik absolviert werden, vgl. Bergstraesser (1957e), S. 102, vgl. auch Müller (1957), S. 87.

38 Vgl. zur Reform der Staatsexamens und deren Auswirkung auf die studienbegleitenden Fächer Kap. 3.3.2.

39 Vgl. Heiss (1963b), S. 108.

40 Vgl. Heiss (1959b), S. 117, Heiss (1961b), S. 107.

41 Der Diplomgrad wurde an Universitäten ab 1923 eingeführt, vgl. Bruch (2007), S. 205–206. In Freiburg war am 01.04./16.06.1941 in Psychologie eine Diplom-Prüfungsordnung eingeführt worden, die erste Diplom-Vorprüfung erfolgte 1944, die erste Diplom-Hauptprüfung 1945, vgl. Fahrenberg (2006), S. 473. Die Prüfungen in Psychologie als Diplomstudiengang waren nach Prüfungsordnungen vom 15.08.1955 bzw. 17.07.1965 geregelt, vgl. Heiss (1959b), S. 117, Heiss (1961b), S. 107, vgl. UA Freiburg Nr. B003/218. Ab 1959 konnte auch die mit einem Lehrauftrag an der Philos. Fak. vertretene, bis 1970 aber in der Staats- u. Rechtswiss. Fak. angesiedelte Soziologie auf Diplom studiert werden, vgl. UA Freiburg Nr. B0204/134.